

Predigt am 1.01.2016 (Neujahr, Hochfest der Gottesmutter): Lk 2,16-21
Die Kindheit Jesu

I. Eigentlich ist es eine Unverschämtheit, eine schamlose Irreführung, wenn der südafrikanische Schriftsteller und Literatur-Nobelpreisträger **J.M. Coetzee** seinen jüngsten Roman „**Die Kindheit Jesu**“ nennt. Als er mir in die Hände fiel, ahnte ich zwar das Schlimmste, aber es war dann doch ein veritables Leseerlebnis. Das ist große Literatur und ein überaus bedenkliches Buch. Obwohl Jesus nur im Titel vorkommt, spielt Coetzee fortwährend auf das Neue Testament im Allgemeinen und die Weihnachtsgeschichte im Besonderen an. Die wahre Herkunft des Kindes, das den Namen David erhält, bleibt im Dunkeln; wir wissen nur sicher, dass es nicht seine leiblichen Eltern sind, die sich um ihn kümmern. Die seltsame Frau (Inés) kommt sprichwörtlich wie die Jungfrau zum Kind. Simón fühlt sich, wie Josef, der Pflegevater, für den Jungen verantwortlich, obwohl er weder mit ihm noch mit Inés verwandt ist. Bei David handelt es sich um einen fünf- bis sechsjährigen Jungen, dem, hochbegabt wie er ist, von seiner „Leihmutter“ eingeredet wird, er sei etwas Besonderes, und der sich, kein Wunder, dann auch absondert und in der Schule keine Autorität respektiert. Auch die ganze Flüchtlingsproblematik trifft einen schon ganz am Anfang des Romans mit voller Wucht, und es ist erschütternd zu lesen, wie indolent, gefühllos es in diesem spanisch-sprechenden Auffanglager zugeht.

Kurzum: So zufällig ich per Hörbuch auf „Die Kindheit Jesu“ stieß. Es kann kein Zufall sein, dass ich über die Weihnachtsfeiertage auf ganz eigene Weise und ganz unförmig mit den Absonderlichkeiten der biblischen Kindheitsgeschichte Jesu und der Jungfräulichkeit der „Gottesmutter“ Maria in Berührung kam. Ich setze ganz bewusst die „Gänsefüßchen“ um das Wort Gottesmutter, weil Gott keine Mutter hat bzw. haben kann. „Theothokos - Gottesgebärerin“ ist eine Aussage nicht über Gott, sondern über Jesus von Nazareth, über seine unableitbare göttliche Herkunft, über das Geheimnis seiner Gottessohnschaft und Menschwerdung.

II. Mit dem „Hochfest der Gottesmutter Maria“ beginnt die Kirche am Oktavtag von Weihnachten das Neujahrsfest. Das will etwas heißen! Die Absonderlichkeiten und Absurditäten, die unsere Welt und unsere Wirklichkeit auch in das neue Jahr begleiten, müssen im Glauben ertragen und wollen vom Glauben gedeutet werden. Die moderne Literatur ahnt, dass dies notwendig ist und lehnt es dennoch schlichtweg ab. Vielleicht erinnern Sie sich noch an meine letztjährige Neujahrspredigt und an den Roman „**Marias Testament**“ von **Toin Colbin**? Ich zitiere mich selbst:

„Marias Testament“ ist kein frommes Buch und keine erbauliche Lektüre, sondern eine – leider gekonnte – Provokation; für mich jedenfalls eine Herausforderung, nach der weihnachtlichen Erschütterung des Gottesbildes auch mein Marienbild zu überdenken; hinter den vielfach problematischen Übermalungen den wirklichen Menschen Maria zu ertasten, jenes „Weibsbild“, auf dem so viele theologische Projektionen und fromme Übertreibungen abgeladen wurden.

Und nun doch noch ein weiteres beachtliches Buch. In seiner gerade erschienenen Autobiographie „**On the move – Mein Leben**“ schildert der berühmte britische Neurologe

und großartige Erzähler **Oliver Sacks** (+ 30.08.2015) eine Szene mit seiner Mutter, einer gläubigen Jüdin. Als sie von ihrem Mann hörte, dass der 18jährige Sohn schwul sei, fuhr sie ihn an: „*Du bist ein Gräuel. Ich wünschte, du wärest nie geboren worden. Sie sprach dann mehrere Tage nicht mit mir. Danach kam sie nie mehr auf dieses Thema zurück; aber seither stand etwas zwischen uns.*“

Auch zwischen Jesus und seiner Mutter stand etwas. Was die Evangelisten zu glätten versuchen, können Romanautoren offener aussprechen. In „*Marias Testament*“ ist das eindrucksvoll gelungen. Das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn zeigt sich dort mehr als zwiespältig. Einerseits ist Maria die besorgte Mutter, die ihren Sohn warnt, er werde beobachtet und solle fliehen, bevor man ihn festnimmt. Er aber weist sie schroff zurück, fast so wie im Johannes-Evangelium bei der Hochzeit zu Kana: „*Weib, was habe ich mir dir zu schaffen?*“ (Joh 2,4) Andererseits kommt Maria der Sohn fremd, sonderbar und eigensinnig vor. Die Hinrichtung ihres Kindes wiederum muss Maria aus der Distanz – und nicht wie im Evangelium unter dem Kreuz – schmerzvoll mit ansehen. Und sie bleibt auch nicht bis zum bitteren Ende, sondern sucht, wie die Jünger, das Weite, um sich in Sicherheit zu bringen. Aber anders als die Jünger, die sie später in Ephesus befragen, vermag sie das Messianische, Erlöserhafte, Verklärte in ihrem Sohn nicht zu erkennen. Kennt sie ihren Sohnmann nur allzu gut, die Frau Mama, die emotional und rational zugleich über ihn urteilt? Die historische Wahrheit wird für immer verborgen bleiben. Dass aber aus dem Knaben aus Nazareth eine derart charismatisch-prophetische Gestalt werden konnte, ist jedenfalls nicht zuletzt der jungfräulichen Mutter und Josef, ihrem „Mann im Schatten“ (**Alfred Delp**) zu verdanken, angefangen bereits mit der Zeit der ungewöhnlichen Schwangerschaft.

III. „Maria aber bewahrte alles, was geschehen war, und bewegte es in ihrem Herzen.“ Das bewegt mich! (Die miserable Version der „Einheitsübersetzung“ ist banal: „*Maria aber bewahrte alles, was geschehen war, in ihrem Herzen und dachte darüber nach.*“) - Wir (!) sollten nachdenklich werden am Anfang des neuen Jahres. Wie die Mutter des Herrn alles im Herzen bewegen, was geschehen war im alten Jahr und dankbar sein für das, was uns erspart geblieben ist. Und noch bevor wir vorausdenken oder gar planen, was im neuen Jahr geschehen soll, den einmaligen Augenblick wahrnehmen, wie es **Andreas Gryphius** ganz einmalig ins Wort gebracht hat:

Augenblick

*Mein sind die Jahre nicht,
die mir die Zeit genommen;
mein sind die Jahre nicht,
die etwa mögen kommen;
der Augenblick ist mein,
und nehm ich den in acht,
so ist der mein,
der Zeit und Ewigkeit gemacht.*

Josef Mohr, Stadtkirche Heidelberg (St. Vitus + St. Raphael)

www.se-nord-hd.de